AM START

## Chinesische Zeichen

### Thomas Rötting leitet das einzige ostdeutsche Konfuzius-Institut

Fünf Minuten vom Leipziger Markt entfernt liegt China. Die *Volkszeitung* aus Peking wird tagesaktuell geliefert, über tausend chinesische Titel füllen Bibliotheksregale, auch DVDs mit Seifenopern aus der Volksrepublik. Es wird halb fermentierter Oolong-Tee in dünnem Porzellan serviert, und vom Gemurmel aus den Arbeitszimmern versteht man kein Wort. Hier im kleinen, exklusiven Reich von Thomas Rötting, dem Geschäftsführer des Leipziger Konfuzius-Instituts. Es ist das einzige im Osten Deutschlands, und ein sehr gefragtes dazu.

Seit der Eröffnung 2008 kommen immer mehr Menschen in die Sprachkurse. Jährlich 200 Schüler und Erwachsene erlernen bereits den Sound des Mandarins und seine Schriftzeichen, doppelt so viele besuchen die Schnupperstunden. Enthusiasten sind darunter, Schüler, Manager oder Konsulatsmitarbeiter. Drei Dozenten der Pekinger Renmin-Universität und die Institutsdirektorin hat China nach Leipzig entsandt, um ihre Muttersprache und die Kultur ihrer Heimat zu vermitteln: von der Kalligrafie bis zur Teezeremonie. Leipzig ist der perfekte Standort: mit einem der ältesten Lehrstühle für Sinologie in Deutschland. Pekings Bildungsministerium fand im Emeritus und Konfuzianismus-Experten Ralf Moritz einen geeigneten Gründungsdirektor. Der heute 31 Jahre alte Thomas

Thomas Rötting, 31, profitiert vom China-Hype: Denn Sinologie ist kein brotloses Hobby mehr

Rötting wurde Institutsleiter. Mit 18, auf einer Radtour durch Vietnam, Laos und Thailand, hat ihn das Asien-Fieber gepackt. Er begann ein Sinologie-Studium in Leipzig, lernte zwei Jahre in der Küstenstadt Xiamen, leitete Fahrradreisen – und startete die Aufbauarbeit für das Institut. »Seit der Hype um China ausgebrochen ist, sind meine Eltern beruhigt, dass Sinologie kein brotloses Hobby mehr ist«, sagt Rötting. Und er hat Erfolg: Ende 2009 wurde seine Neugründung »Konfuzius-Institut des Jahres«; unter 310 Häusern in 88 Ländern.

»Chinesisch ist einfacher, als man denkt«, meint Rötting. Es komme ohne Alphabet und Grammatik aus, aber nicht ohne Bilder. Familie etwa heißt »ein Schwein unterm Dach haben«. Um die 2000 gebräuchlichsten Schriftzeichen zu lernen, braucht man Disziplin. Und ein gutes Gehör: *Ma* bedeutet je nach Aussprache Mutter, Hanf, Pferd oder Schimpfen. Rötting kennt die feinen Unterschiede. Und er weiß um die Gratwanderung, Kulturbotschafter eines Landes zu sein, das Kritiker brutal verfolgt. »Eine Free-Tibet-Veranstaltung würden wir wohl nicht machen. Aber es gibt keine Vorgaben, keine Verbote«, sagt Rötting. Seine Kollegen in Nürnberg hätten mal Dissidenten zu einer Lesung eingeladen – der Affront sei folgenlos geblieben. Das liegt wohl auch daran, dass Konfuzius-Institute stets deutsch-chinesische Gemeinschaftsgründungen sind, um beide Seiten einzubinden. Rötting kann damit gut leben: »Wir sind«, sagt er, »hier kein Vorposten der Staatspartei.« SVEN HEITKAMP

# Torgau, lebenslang

### Tausende Jugendliche wurden in einem Erziehungsheim der DDR eingesperrt und gequält. Einige der Peiniger arbeiten noch heute als Pädagogen VON CHRISTIAN FUCHS

Die Hölle riecht nach Chlor und Fäkalien. Stefan Lauter hat den Geruch noch heute in der Nase. Es ist ein Geruch, der immer wieder zurückkehrt und schreckliche Erinnerungen mitbringt. Die acht Quadratmeter große Einzelzelle, die Holzpritsche, das vergitterte Fenster, der Emaille-Eimer als Toilette. Das Gefühl der Angst, als Stefan Lauter nackt vor seinen Erziehern stand, sich den Kopf scheren ließ. Vor allem aber: die Hilflosigkeit in den sechs Wochen Isolationshaft – ohne jemals angeklagt oder verurteilt worden zu sein.

Vor 25 Jahren gehört Stefan Lauter zu jenen Jugendlichen, mit denen die DDR nicht umzugehen weiß. Er hat grün und rot gefärbtes Haar, drückt sich auf dem Berliner Alexanderplatz herum, tritt aus der FDJ aus, knackt drei Mopeds und wird in eine Schlägerei verwickelt. Für die Diebstähle und die Schlägerei kommt Lauter in Jugendhaft. Weil er bei seiner Entlassung minderjährig ist, landet Lauter in einem Offenen Jugendwerkhof. Hier provoziert er die Betreuer und haut für zwei Wochen ab. »Ich hatte keine Lust, das rote Gesülze aus dem *Neuen Deutschland* wiederzugeben«, sagt Lauter heute. Zur Strafe muss er in eine nordsächsische Stadt, die für mehr als 4000 Jugendliche zum Synonym für Folter, Demütigung, Drill wurde: Torgau.

Trotz der Gräuel, die nach der Schließung im November 1989 über den Jugendwerkhof Torgau bekannt wurden, beginnt die Aufarbeitung der Verbrechen erst langsam. Im Ort schwieg man lange über dieses Kapitel der Stadtgeschichte, aus Scham und aus Angst um die Touristengunst. Die meisten Gebäude des früheren sozialistischen Internierungslagers sind heute gelb gestrichen: Mietwohnungen. In alten Arrestzellen lagern Fahrräder und Schlitten.

Erst vor einem Jahr öffnete die Dauerausstellung in der Begegnungsstätte Jugendwerkhof Torgau. In der vergangenen Woche besuchten erstmals zwei Bundesministerinnen, Kristina Schröder und Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, die Gedenkstätte. Einen Tag später verkündete der Runde Tisch gegen Kindesmissbrauch, die Verjährungsfrist für Schadensersatzansprüche auf 30 Jahre zu verlängern.

Damit hätte auch Stefan Lauter noch Chancen, gegen seine Peiniger vorzugehen. Einige seiner Erzieher leben noch; und manche arbeiten nach Recherchen der *ZEIT* sogar wieder als Pädagogen.

Gleich am ersten von 112 Tagen in Torgau bekam Stefan Lauter einen Schlüsselbund ins Gesicht geschleudert, sodass ihm Blut aus der Nase lief. Noch heute zuckt er zusammen, wenn ein Schlüsselbund klimpert. Räumliche Nähe und lautes Knallen behagen ihm nicht, zu sehr erinnert ihn dies an die Isolation. »Wenn ich mich heute im Leben hilflos fühle, bin ich in der Einzelzelle in Torgau«, sagt er.

Im Geschlossenen Jugendwerkhof begann jeder Tag um halb sechs mit Sport auf der Hindernisbahn und dem berüchtigten »Torgauer Dreier«: Liegestütz, Hocke und Hock-Streck-Sprung. Danach lernten die Kinder in der Werkhofschule, schraubten Lampen für die Volksmarine oder frästen Landmaschinenteile. Jeder Gang musste im Laufschritt und im Kollektiv erledigt werden, selbst der Toilettenbesuch. Ab neun Uhr abends gab es ein Sprechverbot, hatte totale Stille zu herrschen. Schon bei kleineren Vergehen, wie unerlaubtem Flüstern, musste die gesamte Gruppe büßen. Berüchtigt war der »Entengang«. Mit gebeugten Knien und hinter dem Kopf verschränkten

Drill und Demütigung: Der SED-Staat sperrte Stefan Lauter in den Jugendwerkhof. Zur Gängelei gehörte das endlose Niederschreiben von Regeln

Händen wurden die Jugendlichen Treppen hinauf und hinab gescheucht.

Seit 1964 sollten Rowdys und »Bummelanten« in Kinderheimen oder in einem der DDR-weit 32 Jugendwerkhöfe zu »vollkommenen sozialistischen Persönlichkeiten« geformt werden. Wer sich nicht unterordnete, kam nach Torgau. »Die haben bei uns nichts erlebt, was ein Jugendlicher nicht verträgt«, sagte der ehemalige Erzieher Siegfried Henze später in einem Dokumentarfilm. Doch nicht wenige zerbrachen an ihrem Leid. Das hat der Erziehungswissenschaftler Andreas Gatzemann herausgefunden, nach Auswertung Tausender Aktenseiten aus dem Bundesarchiv: In der härtesten Jugenderziehungseinrichtung der DDR folterte man systematisch. »In Torgau wurde nicht nur gegen DDR-Recht verstoßen, sondern auch gegen internationales Recht«, sagt Gatzemann. »Die Bedingungen waren oft härter als im Strafvollzug«, stellte im Jahr 1992 ein Untersuchungsbericht fest. Betreuer verteilten Tritte und Kopfnüsse, steckten Insassen in null Grad kalte, nasse Einzelarrestzellen, ohne Essen, und ließen einmal sogar eine Tätowierung entfernen – ohne Betäubung. Eine Anweisung des Direktors schrieb den Erziehern genau vor, wie sie ihre Gummiknüppel zu benutzen hätten (»Schläge nur in die Weichteile«). »In Torgau gab es Hunderte Suizidversuche«, sagt Forscher Gatzemann. Für einige der Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren war die Not so groß, dass sie sich an ihren Pullovern erhängten, Schmierfett tranken, sich anzündeten oder Nadeln und Nägel schluckten.

Viele ehemalige Insassen können bis heute ihre Qualen nicht vergessen. »Ich habe Borderline und bin in ständiger Behandlung. Lebenswert ist es nur, wenn ich starke Psychopharmaka einnehme«, schreibt die ehemalige Werkhöflerin Monika im Heimkinderforum: «Alpträume, Angstzustände Selbstverstümmlung, verdammte Scheiße«. Stefan Lauter quält eine Darmerkrankung wegen der einst schlechten Ernährung, sein Rücken ist kaputt. Wie so viele Heimkinder leidet er unter posttraumatischen Belastungsstörungen. Ein Leid, das nach einer Studie der Uni Jena bis zu 70 Prozent der SED-Opfer teilen. Die Hälfte wurde erwerbsunfähig. Während die Opfer bis heute leiden, konnten sich die Täter geschmeidig in den bundesdeutschen Alltag integrieren. Der für Torgau zuständige Abteilungsleiter für Heimerziehung im Volksbildungsministerium war bis in die neunziger Jahre Professor an der Humboldt-Uni Berlin – für Sozialpädagogik.

Einige Bedienstete des Geschlossenen Jugendwerkhofs kamen nach der Wende in einer Schule für geistig behinderte Kinder in Torgau unter. Eine andere Exmitarbeiterin arbeitet heute als Leiterin im Altenpflegeheim Haus am Stadtpark nahe Torgau. Besonders lückenlos verlief jedoch die Karriere von Ralf S.

Bis 1989 arbeitete er vier Jahre im Geschlossenen Jugendwerkhof. Heimkind Stefan Lauter erinnert sich, wie S. einerseits Pink-Floyd-Platten auflegte, aber auch mal einen Jungen wortlos aus dem Speiseraum zerrte, weil dieser angeblich Fluchtpläne hegte. Und wie man dann nur noch Schreie hörte. Der Junge, sagt Lauter, sei erst drei Wochen später wieder zur Gruppe gestoßen, verängstigt und eingeschüchtert.

Nach der Wende floh Ralf S. vor seiner Vergangenheit. 1991 ging der Diplompädagoge nach Bayern. »Meine Geschichte kennt hier keiner außer meinem Arbeitgeber«, sagt er heute in seinem fränkischen Wohnort. Im Steckbrief eines Dorffußballvereins antwortet er auf die Frage nach seinem Lieblingsessen: »Brathähnchen«. In Torgau hieß das noch Goldbroiler.

Auch beruflich passte sich Herr S. schnell an, zum Beispiel neuen pädagogischen Konzepten. Heute arbeitet er in einer bayerischen Uni-Klinik als Sozialpädagoge mit psychisch kranken Kindern und betreut als Übungsleiter in einem Sportverein junge Männer. »Wir sind sehr zufrieden mit ihm, er macht einen guten Job als Trainer«, lobt dort der Abteilungsleiter Fußball. Von der Vergangenheit seines Vereinskollegen weiß er nichts. Ralf S. sagt heute über Torgau: »Das war nicht optimal, was da passiert ist, aber die Weisungen kamen von ganz oben.« Er habe öfter versucht, die Stelle als Erzieher zu wechseln, sei bis 1989 aber nicht aus Torgau weggekommen. »Ich war damals mit 24 noch sehr jung und musste einfach funktionieren.«

1990 wurden alle Erzieher aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Aber nur zwei Betreuer mussten sich für die Folterungen rechtfertigen, weil eine ehemalige Insassin sie anzeigte. Ein Betreuer wurde zu einer Geldstrafe von 1200 Euro wegen Körperverletzung und Nötigung verurteilt.

Die Opfer von einst indes leiden weiter. Anspruch auf Opferrenten haben sie selten. Stefan Lauter erstritt sich als einer der ersten Insassen eine einmalige Haftentschädigung von 303 Euro für jeden Monat in Torgau. Zusätzlich erhält er eine monatliche Erwerbsunfähigkeitsrente von 123 Euro.

Bisher hat jedoch erst jedes zehnte Opfer von einer strafrechtlichen Rehabilitation Gebrauch gemacht. »Uns wurde damals eingeredet, dass wir selbst Schuld an unserer Misere haben«, sagt Lauter. Sein rechtes Augenlid zittert. Viele Ehemalige würden sich bis heute schämen, in Torgau gesessen zu haben. Meist wüssten nicht mal die Ehepartner davon. Auch für Stefan Lauter wirkt die Zeit bis heute nach. »Dieses Stigma«, sagt er, »werde ich nie mehr los. Torgau bedeutet lebenslang.«

Fotos [M]: ullstein; Berthold Stadler/ddp; Matthias Rietschel/AP; Sylvia Pollex